

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 37 (1927)
Heft: 10

Artikel: Schweizerisches für den Deutschunterricht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788370>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gemeinen ein grosser Lerneifer. Es ist dies zum Teil aus dem Zuge der Zeit erklärlich, alles westliche Wissen oder wenigstens so viel als möglich davon sich anzueignen. Dann gilt eben der europäische Lehrer als „Westländer“ in besonderer Weise als Vertreter des westlichen Wissens und dadurch als Autorität. Besonders noch, wenn diese auf der Visitenkarte durch Anführung besuchter Hochschulen und erreichter wissenschaftlicher Grade dokumentiert werden kann. Aber auch, wenn dem europäischen Lehrer Titel und Schulen fehlen, so zeigt er doch in den Augen chinesischer Schüler gegenüber chinesischen Lehrern mancherlei Vorzüge, zumindest wirkt schon eine gute Kenntnis von Sprache und Schrift des Landes autoritativ. Fehlt dann allerdings dem europäischen Lehrer beides, Titel und gute Kenntnis des Chinesischen, dann ist es schon schwieriger für ihn, Disziplin aufrecht zu erhalten, vollends dann, wenn wie in gegenwärtiger Zeit eine nationalistische Hetze allüberall ihr wütendes, gegen alles ausländische gerichtete Haupt erhebt. Dann können Erschütterungen, die durch einen Disziplinarfall hervorgerufen werden, selbst die Existenz einer ganzen Schule, an der Europäer unterrichten, bedrohen.

Kehrt man nach mehrjähriger Schularbeit in China in europäische Schulverhältnisse zurück, so empfindet man das, gemessen an oben geschilderten Schwierigkeiten, als eine Wohltat. Nicht nur eine grössere geistige Lebhaftigkeit und Beweglichkeit der Schüler wirkt erfrischend, vielmehr ist es auch noch der gute Grund, der seit Pestalozzi in den niederen Schulen in bezug auf Erziehung zu eigener Anschauung und eigenem fruchtbringendem Denken in alle Schüler gelegt wird, was wohltuend von chinesischen Verhältnissen absticht.

Nun könnten allerdings die vorstehenden Ausführungen den Eindruck erwecken, als bestünde die chinesische Schularbeit für einen Europäer aus lauter Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten. Dass aber auch das Gegenteil vorhanden ist und gestattet, der chinesischen Schularbeit auch erfreuliche Seiten abzugewinnen, braucht wohl nicht besonders betont werden zu müssen. Alle Schularbeit wird ja nicht getan, weil es Schwierigkeiten zu überwinden gilt, sondern im letzten Grunde des Zieles der Menschenbildung wegen. Möge solche auch in China mehr und mehr in Pestalozzis Sinn und Geist als letztes Ziel erstrebt und erreicht werden.

Schweizerisches für den Deutschunterricht.

Im neuesten Heft der „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur“ (herausgegeben von Ed. Sievers) steht der Vortrag über „Abstrakta“, den Prof. M. Szadowsky (Chur) an der Jahresversammlung schweizerischer Deutschlehrer 1925 in Baden gehalten hat.

Ein gedrängter Auszug soll hier dartun, wie der Vortragende mit schweizerdeutschem Sprachgut in ein Gebiet der Wortbildung und Wortbedeutung einführt und damit einen Beitrag zum schweize-

rischen Deutschunterricht und zugleich zur deutschen und allgemeinen Sprachwissenschaft beisteuert.

Ein noch keineswegs erledigtes Problem der allgemeinen Sprachwissenschaft ist der Zusammenhang zwischen abstrakter und konkreter Bedeutung, ein Sonderproblem wiederum die Entwicklung konkreten Sinnes aus abstraktem (auch der umgekehrte Vorgang ist nicht selten).

Der Vortragende hat aus den bis jetzt erschienenen 8 oder 9 beinahe Bänden des Schweizerischen Idiotikons unter anderm den Gesamtvorrat an Verbalabstrakten nach der Art von Tauffi, Hetzi, sowie an Adjektivabstrakten nach der Art von Längi, Rööti, zusammengestellt, und an einer Auswahl aus dem überreichen Stoffe tat er dar, welche Bedeutungen sich an die ursprünglich abstrakte angeschlossen haben, und zugleich, auf welchen Wegen die Bedeutungsentfaltung vor sich gegangen ist, auch wie sich die beiden geschichtlich zu trennenden Klassen unter sich und mit andern Klassen berühren und vermischen.

Ein Verbalabstraktum ist ein wirkliches Abstraktum, wenn es einen Vorgang, eine Tätigkeit, einen Zustand oder dergleichen bezeichnet.

Wie weit reicht der Bedarf an mundartlichen Verbalabstrakten? Welcherlei Vorgänge und Handlungen haben durch weibliche *i*-Ableitungen Ausdruck gefunden? Welche Bedeutungsbezirke kommen da wesentlich in Betracht?

Ein ziemlich starker Bedarf bestand zum Beispiel im Rechts- und Kriegsleben: Henki war die Strafe des Hängens, Schänki unter anderm Nachlass von Schulden, Fridbrechi ein Friedensbruch, Pfandlösi Loskauf eines Pfandes, Setzi unter anderm Fischenz, Fischrecht, Schleiffi die Möglichkeit oder das Recht, Holz zu schleifen. Regelmässig wiederkehrende und zugleich andauernd wiederholte Tätigkeiten bringt das bäuerliche und häusliche Leben mit sich, auch das Handwerk: alljährlich kehrt die Blüüwi, das Quetschen des Hanfes oder der Gerste, die Flachs- und Hanfroossi wieder, das Ausbreiten des Flachses und Hanfes zum Zwecke des Röstens, die Bleiki, die Arbeit des Bleichens, und so viele andere. Ferner bedürfen etwa Verweis, Zank, Wortwechsel einer Bezeichnung: im Wallis gibt man eine Schuri oder Belzi, d. h. Zurechtweisung, oder es entsteht eine Fuchti oder Pfuufi, d. h. ein Zank, ein Wortwechsel. Beim Spiel der Kinder gibt es etwa eine Umme(n)riiti, ein tolles Herumtreiben, oder eine Fälli, wenn nämlich mehrere zugleich fallen. Man wünscht, die Hangi und B'langi möchte bald ein Ende nehmen, d. h. das lange Hangen und Bängen. Auch der Zustand der Ruhe lässt sich durch ein Nomen actionis bezeichnen als Art des Verhaltens: ein Erschöpfter muss eine Ruewi oder Rasti halten.

Betrachtet man einschlägige Bezeichnungen für seelische Vorgänge und Zustände, so wird man häufig eine Verdichtung zu irgendwie „vorhandenen“ Fähigkeiten oder Kräften oder beinahe „konkreten“, dinglich vorgestellten „Teilen“ der Seele beobachten.

Stalder verzeichnet zum Beispiel in seinem Idiotikon von 1812 ein weibliches Wort Welli und umschreibt es mit „freier Wille“. Im 16. Jahrhundert kommt Fähi im Sinne von Fassungskraft vor. Jetzt sagt man etwa, es habe einer Merki gegessen, d. h. er habe verstanden, oder der Wille sei besser als die Mögi, d. h. das Vermögen, die Kraft, oder es habe einer d'Gunni verloren, d. h. die Gunst eingebüsst.

Eine weitere Gruppe bilden Bezeichnungen von Schmerzen, krankhaften Zuständen und Vorgängen nach Art der ehrwürdigen benrenki, blutrenki, lidirenki im Merseburger Zauberspruch, Namen mehr oder weniger wesenhafter Übel, wie etwa Ränki, Verrenkung, Gliderrissi, Gliederreissen, Schwini, Schwindsucht.

Ist mit einer Handlung ein Fest verbunden, dann fällt natürlich auch dieses mit allem Drum und Dran unter die Bezeichnung, oder das Wort weckt unter Umständen sogar wesentlich oder ausschliesslich den Gedanken an das Drum und Dran. Für kirchliche, häusliche und ländliche Feste sind i-Feminina „typisch“; sie bilden eine lebendige, fruchtbare Gruppe. Zum Beispiel die Huusräuchi, ursprünglich wohl ein Akt von religiöser Bedeutung, ist jetzt ein häusliches Fest, eine Mahlzeit für Freunde und Nachbarn nach dem Einzug in ein neues Haus, keine „Räucherung“ mehr. Nach Schluss der Heuernte findet die Sege(n)se(n)-Henki oder Gable(n)-Henki statt. Auch die Sichel-Legi, das Fest nach der Getreideernste, ist, wie Gotthelf schreibt, „ein Tag aus dem tausendjährigen Reich“.

Besonderes Augenmerk verdient der Übergang ins Persönliche oder doch Gesellschaftliche, der bei Wörtern für solche Veranstaltungen und „Versammlungen“ leicht möglich ist: eine Tauffi kann auch eine Taufgesellschaft sein, eine Gumpi nicht nur eine Tanzerei, sondern auch eine Tanzgesellschaft. Bei einem Treibjagen auf Wölfe in Davos gehörten junge Leute zur Hetzi, d. h. zur Hatz oder eben zu den Hetzenden. Eine Huus-Höri ist eine Haushaltung, Hausgenossenschaft; Chilch-Höri bezeichnet das Zugehören zur Kirche und auch die Gesamtheit der zu ihr Gehörenden. Ein ähnlicher Übergang vom Abstrakten zum Wesen zeigt sich bei Menni, Gespann, Fuhrwerk, Zugtier, und bei Fürleiti, Beförderung, Vorgespann, Zugtier. In solchen Fällen wird das Nomen actionis zum Nomen agentis.

Bezeichnungen für Arbeiten von Hirten und Bauern dienen zur Zeitbestimmung und werden zu Zeitbezeichnungen: Hirti, Fütterung des Viehs, in Wendungen wie Welli Hirti hem-mer? d. h. wie spät ist es? oder es habe einer e(n) langi Hirti g'han, d. h. lange gesäumt. Die Laub-Risi ist der Laubfall, die Zeit des Laubfalls, der Herbst, häufig schon in Fristbezeichnungen der älteren Rechtssprache im Sinne von Jahr.

Tag-Schmelzi heisst Witterung, bei der es tagsüber taut, nachts friert. Eine Föön-Schütüti ist ein nach Föhn einsetzender heftiger Regen- oder Schneefall, — der „Schneefall“ oder der „fallende Schnee“.

In solchen Fällen sieht man den Zusammenhang zwischen Naturvorgang und Naturding. Eine andere Verdichtung hat dem Wort Schnee-Schmelzi, eigentlich abstrakt „Schneesmelze“, zu einer örtlichen Bedeutung verholfen: oberster Grat eines Gebirges, wo der Schnee an beiden Seiten herabschmilzt. Bärndeutsch 1908 stellt fest: „Da (im Frühling) fließt das Schmelzwasser so reichlich von jedem Grat ... dass schon deswegen von altersher der Schneeschmelzi ... grenzbestimmende Bedeutung zukam.“

Noch abstrakte Bedeutung spricht aus folgender Umschreibung für Stein(n)-Risi: „Fall oder Glitschen ganzer Lasten von Steintrümmern über die Bergwände ins Tal.“ Gewöhnlich ist aber Risi örtlich gemeint: steile, lockere Halde, Holzrutschbahn. Ähnlich ist es bei Stei(n)-Schlipfi, Erd-Schlipfi, Stein- und Erdrutsch, Stei(n)-Ränni, Name eines Abhangs. Bruuschi und Ruuschi kommt für Wasserläufe und Wasserfälle vor, Chnüü-Biegi für abschüssige Wege, auch Wage(n)-Brechi. Auch in solchen Fällen berührt sich das Nomen actionis mit dem Nomen agentis.

In verschiedenen Namen örtlichen Gehaltes kommt die Anwendung, der Nutzen zum Ausdruck: Ätzi, Grasfütterung, Weide, Sümmeri, Sommeraufenthalt des Viehs auf der Alp, aber auch (konkret) Alpweide, Uslässi, erste Frühlingsweide, Heuwi, Heubezirk, G'schändi, verbotene Weide, Rüti, Schwendi, Rodung.

Noch in sehr zahlreichen Fällen lässt sich der Zusammenhang zwischen abstrakter und örtlicher Bedeutung, der Übergang des Nomen actionis zum Nomen loci nachweisen. Man ist in der Schermi, d. h. „Schirmung“, Dach. Man führt das Vieh zur Tränki, zur Tränkung, zum Tränkort. Man hängt das Fleisch in d'Räuchi, d. h. in die Räucherung (abstrakt), in den Rauchfang (örtlich-konkret).

D'Gliissi blendet mi(ch) heisst: der Glanz blendet mich oder eben (konkret) das Glänzende. 's ist alles ei(n) Glästi heisst eigentlich: es ist alles ein Glänzen (abstrakt), und gemeint kann sein: der ganze Boden ist klares Eis (konkret).

Bachi ist die Arbeit des Backens, aber auch das Gebackene, das Brot: Mit der Bachi sim-mer fertig, d. h. eigentlich mit dem Backen, aber auch mit dem Brot. Büezi heisst die Arbeit des Flickens, aber auch das Genähte, die Naht: d'Büezi ist schlecht, d. h. die Arbeit des Flickens (abstrakt), die Flickerei, die Naht (konkret). Die Milch wird auf der Alp jedi Melchi gemessen, d. h. jedesmal beim Melken, aber auch d'Melchi wird gemessen, d. h. das Gemolkene, — das „Resultat“, das Ergebnis, das „innere Objekt“. Man braucht Steine für d'B'setzi, d. h. für die Pflasterung oder eben (konkret) als Pflaster. Auch Nomina instrumenti gehen aus den Nomina actionis hervor: Brechi Hanfbreche, Schöpfi Schöpfgefäss.

Doppelformen wie B'schlahe(n) und B'schlahi für Werkzeuge zum Festschlagen, Abschalte(n) und Abschalti für Schleuse, Schleipfe(n) und Schleipfi Schleppevorrichtung, Schinte(n) und Schinti, Schale von Obst, Baumrinde, sind sehr häufig, schon im

Althochdeutschen. Die *i*-Form ist eigentlich abstrakt und dann kollektiv, die *n*-Form dagegen eigentlich konkret — instrumental: das sind gegensätzliche und doch zugleich verwandte und verknüpfte Bedeutungsbezirke, — ein fruchtbarer Boden für das Wachstum von Bildungen und Umbildungen.

Auf einen andern Seitenweg führen Wörter wie *Respi*, dürres Gesträuch, *Reisig*, *B'schleegi*, Beschläge an Türen, Schränken: es sind eigentlich *i*-Plurale sächlicher Wörter, die als *i*-Feminina aufgefasst und in solche „verwandelt“ wurden.

Leicht und lehrreich wäre der ausführliche Nachweis, dass andere *deverbative* Abstraktbildungen sich in denselben Bedeutungsgruppen entfaltet haben wie die *i*-Feminina, übrigens auch Abstraktbildungen anderer Sprachen, alter und neuer.

Nicht ohne weiteres zu erwarten ist der doch tatsächlich zutage tretende Parallelismus zwischen Verbalabstrakten und Adjektivabstrakten. Mustert man die Heerschar der schweizerdeutschen Adjektivabstrakte nach dem Typus *Chälti*, *Wärmi*, *Grössli*, dann ergeben sich fast dieselben Bedeutungsgruppen wie bei den Verbalabstrakten. Die Grundlage ist doch gründlich verschieden: hier Handlung, dort Eigenschaft. Was bedeutet dem wesentlichen Unterschied gegenüber die blasse Ähnlichkeit, die mit der gemeinsamen Bezeichnung „Abstrakta“ ausgedrückt wird! Und doch geht das Adjektivabstrakt dieselben Wege der Bedeutungsentwicklung wie das Verbalabstrakt, oder, besser gesagt, es erreicht auf seinen besondern Wegen fast dieselben Ziele wie dieses.

Auszugehen ist also da von der Bezeichnung der Eigenschaft: *Grössli*, *Längli*, *Älti*. Eine Verdichtung des Abstrakten zum Konkreten, zum Räumlichen, Örtlichen zeigt sich in Fällen wie *Breiti* für die Breitseite des Dorfes, für die Tenne, für den Tanzplatz, oder *Wiiti*, eigentlich „Weitheit“, aber auch weiter Raum: das ist doch *kei(n) Wiiti*! Oder man sagt: *Mer sind us der Böösi use(n)*, d. h. aus einer bösen Lage, aus einer bösen Stelle im Gebirge. *Böösene(n)*, Mehrzahl zu *Böösi*, sind steile Wildheuplätze, *Rüüchene(n)*, eigentlich Rauheiten, wilde Weiden oder Wiesen, *Wildene(n)* unwirtliche Gegenden. *D'Gelbi* kommt im Tamina-gebiet als Name für einen ehemaligen Firnboden vor, *Schwärzi* andernorts als Ortsname, ebenso *Bläui*.

Rüüchi kann auch Rauheit der Witterung bezeichnen: im Frühling gibt es etwa noch *Rüüchene(n)*, rauhe Tage und Perioden. Die Mehrzahl zu *Chälti* kommt zum Beispiel im 17. Jahrhundert bei Sprecher vor: „Kältinen sind jeder Zeit Unglücks-Vorbedeutungen gewesen.“ Eine *Wasser-Grössli* ist ein Regenguss, ein Hochwasser. Eine *Nacht-Heiteri* ist eine Aufhellung des Wetters während der Nacht. *Morge(n)-Heiteri* heisst die Morgendämmerung. Da tritt somit als wesentlich etwas Zeitliches hervor. *Bi dr Ääbri* heisst beim schneelosen Zustand, aber auch bei der schneelosen Zeit.

Eine *Böösi* ist ferner ein krankhafter Zustand, auch eine Wunde, eine *Seeri*, eine Entzündung und (konkreter) eine wunde Stelle.

Auf seelische Eigenschaften und Zustände oder (etwas verdichtet) Kräfte, Mächte gehen Wörter wie Busperi, frohe Laune, guter Humor, Güeti, Gutmütigkeit, Lindi, Milde, Täubi, Zorn, Schlimmi, Schlaueheit.

Das Abstraktum Liebi wird auch persönlich-konkret gebraucht für geliebtes Wesen, Geliebte, schon im Morgant: „Myn junkfrow und myn liebe, ich bitt dich.“ Das Wort war auch nur höfliche Anrede (wie „Euer Gnaden“). Im Luzernischen gilt noch jetzt „Euer Lieb und Andacht“ als Anrede an die kirchliche Gemeinde: „Euer Lieb und Andacht, stehet auf!“ Den Übergang zum Kollektivpersönlichen sieht man bei G'meini, G'meinsami, Gemeinde, Genosssami, Genossenschaft.

Das Wort Böösi kann auch noch den Weg zum schlechthin Gegenständlichen weisen: eine Böösi kann eine schadhafte Stelle im Tuch, an Kleidern, ein Fehler, ein Schaden sein, eine Lüüteri eine abgenutzte Stelle an Geweben, ebenso eine Heiteri, eine Blöödi. Räässi Schärfe kann auch die Schneide des Messers oder der Sense bezeichnen: d'Räässi ist verdorbe(n), d. h. die Schärfe oder eben die Schneide. Gräui ist eigentlich Graueheit, aber auch (konkret) Schimmelansatz: man muss etwas wegwerfen wäge(n) der Gräui, d. h. wegen des Grauseins, der Graueheit, wegen des grauen Schimmels, — weil „es grau ist“ oder weil „Graues da ist“.

Verschiedene Sprachforscher haben hervorgehoben, dass Mehrzahlformen bei Abstrakten sehr selten sind. Offenbar handelt es sich nicht um eine beschränkte Möglichkeit der Mehrzahlbildung (wie man da und dort liest), sondern um einen beschränkten Bedarf. So gut wie es zum Beispiel Seiffe(n)stuck vo(n) verschiedene(n) Härtene(n) gibt, also eine Mehrzahlform zum Abstraktum Härti, wäre eine Mehrzahlform zu Weichi Weichheit „möglich“; aber man bedarf ihrer nicht und darum ist sie nicht gebräuchlich oder, wie man sagt, es gibt keine. Wohl aber spricht man von Weichene(n) im konkreten Sinn, nämlich weichen Körperstellen, Lenden. Und im allgemeinen ist zu sagen, dass Pluralform auf „Konkretisierung“ hinweist, wenn auch keineswegs immer.

Schon Jakob Grimm hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Verbalabstrakta auf -i vor den Adjektivabstrakten oft nicht zu scheiden sind. v. Bahder hat näher ausgeführt, welche Brücken von der denominativen Seite zur deverbativen hinüberführen. Die Entwicklung geht bald mehr von der begrifflichen Seite, bald mehr von der formalen Seite vor sich. Liebi ist nach Paul ein Adjektivabstrakt zu lieb, nach Behaghel dagegen ein Verbalabstrakt zu lieben, — tatsächlich beides. Nacht-Heiteri Aufheiterung des Wetters zur Nachtzeit gehört zu heiter und zu heiteren, heiter werden, Chränki, Zustand des Krankseins zu krank und zu chränken, körperlich angreifen, schwächen, Bein-Mürwi, Beinbrüchigkeit zu murw, mürbe, morsch und zu mürwen, mürb werden oder machen. Krankheiten und Mängel überhaupt können als Eigenschaften oder Zustände gefasst und somit durch Adjektivabstrakte

bezeichnet, aber auch als Vorgänge gefasst und somit durch Verbal-abstrakte bezeichnet werden. Es gibt auch viele Beispiele aus anderen Bedeutungsbezirken. Riiffi gehört wesentlich zu riiff, teilweise aber auch zu riiffen, reifen. Häufig handelt es sich übrigens nicht um ein und dasselbe Wort mit doppelter Beziehung, sondern um ein der Bildung nach ganz verschiedenes Wortpaar von gleichem Klang

Fragt man sich, warum die beiden Bildungsweisen auf *-i* im Alemannischen so lebenskräftig erhalten geblieben sind, dann wird man als einen Grund sicher die Aufstellung v. Bahders annehmen (die er in einem allgemeinen Zusammenhang macht), dass die Lebenskraft von Suffixen davon abhängt, ob sie sich lautlich intakt halten konnten: unser *-i* ist ein deutlich kennzeichnendes Suffix, das *-e* der Schriftsprache (Liebe, Kälte) dagegen ist anderen *e*-Ausgängen gleich und mutet mehr als „Endung“ denn als „Suffix“ an.

Die Methode der wechselseitigen Erhellung, die vergleichende Betrachtung verschiedener Sprachen, wie sie zum Beispiel Wackernagel in den Vorlesungen über Syntax empfiehlt, wird auch auf dem Gebiete der Wortbildung und Wortbedeutung weiterhin Aufschlüsse und Ergebnisse zutage fördern. Es handelt sich ja um Kräfte, die bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten Gleiches hervorgebracht haben, um Elementarverwandtschaft nach dem Ausdrucke Schuchardts.

Die schweizerdeutschen Mundarten können sehr viel zu dieser Forschung beitragen. Das Schweizerische Idiotikon breitet eine Fülle gesichteten Stoffes vor uns aus. Prof. Bachmann ist für alle einschlägigen Arbeiten ein stets hilfsbereiter Ratgeber.

Der Vortragende schloss mit dem Ausdrucke des Dankes an das unerschöpfliche Werk und der Verehrung für dessen Meister. -a-

Ein Stück Arbeitsprinzip aus dem naturkundlichen Unterricht.¹⁾

Von der Schnecke.

Gesamtunterricht mit einer zweiten Klasse (Anfang des Schuljahres.)

I. Einführung: Schildern: Lisi findet auf einem Spaziergang beim Blumenpflücken eine Schnecke.

II. Beobachtungen: a) Wir richten auf Verlangen der Schüler eine Schneckenvilla im Terrarium ein. Sie bringen Weinbergschnecken, Garten- und Waldschnecken, Erde und Steine, Gänseblümchen — Graspflanzen, Moos, Salat für Futter. Daran wird beobachtet: Bewegungen der Fühler, Fühlen und Sehen damit. Schleimabsonderung, Schleimspuren, deren Farbigkeit und Klegbrigkeit. Die Schüler folgern, dass der Schleim das Haften an der glatten, senkrechten Glaswand ermöglicht und dass die Schnecken nachts am regsamsten sind, weil das Futter dann verschwindet, auch viele Schleimspuren entstanden

¹⁾ Siehe auch Heft 7/8 dieses Jahrgangs, Seite 243.